

Die wortlose Kraft der Zeichen

Der Autor warnt vor einer „zerredeten“ Liturgie und macht deutlich, daß Zeichen auch ohne Erklärung wirken können. Er ist Spiritual am Priesterseminar Linz. (Redaktion)

Eine bekannte Geschichte über R. M. Rilke läßt die Kraft der wortlosen Geste, die Kraft des Zeichens, das durch sich selbst verständlich wird, erkennen. Rilke beschenkte eine Bettlerin auf seine Art. Davon berichtet eine Augenzeugin:

„An diesem Tag setzte sich die Bettlerin wieder in ihrer Haltung des Elends zurecht — diesmal hatte sie noch nichts erhalten. Ich sah Rilke sich vor ihr mit Hochachtung verneigen, nicht mit einer gemachten oder verächtlichen Hochachtung, nein, aber mit einer Rilke-Hochachtung, einer vollkommenen Hochachtung der ganzen Seele . . . dann legte er die schöne Rose auf die Knie der Alten. Da erhob die Alte ihre Augen zu Rainer Maria Rilke, blaue, lebhafte Augen, von roten, triefenden Augenlidern umrahmt, mit einer raschen, vollständig übereinstimmenden Bewegung faßte sie die Hand Rilkes, küßte sie und ging mit kleinen, müden Schritten fort . . . ohne an diesem Tag weiter zu betteln.“¹

Diese wortlose Geste der Vornehmheit und Achtung wurde verstanden, und die Begleiterin Rilkes versuchte ebenfalls, „ihm ohne Worte zu beweisen“, daß sie „seine Lehre wohlverstanden hatte“.²

Was hier vor sich ging, ereignet sich in jeder Abschieds- und Wiedersehensszene, die von echtem Gefühl getragen ist; Menschen liegen einander wortlos in den Armen und sind gar nicht fähig, einander in Worten auszudrücken, was sie bewegt.

Auch unser Glaube wird in schönen Zeichen weitergegeben, in Gesten und Gebärden, die unsere Sammlung und Freude zum Ausdruck bringen oder auch gemeinsame Freude und Erwartung.

Dabei kommt es auch zu Bedeutungsverschiebungen, weil Zeichen nicht einfach willkürlich eingesetzt werden können. Am Beispiel der Fronleichnamsprozession kann man z. B. solche Verschiebungen verständlich machen. Die Prozession durch die Fluren weist ursprünglich auf den Zusammenhang von Glaube und bäuerlichem Leben hin. Die heranwachsenden Früchte werden nicht allein im Sinne der Lebensversorgung gesehen, sondern auch als Ausdruck der schöpferischen Fürsorge Gottes. Von dieser Sicht her wäre eine Prozession durch die Straßen einer Stadt zwischen den Hochhäusern sinnwidrig.

Aber auch dort bekommt die Prozession eine Bedeutung. Meist werden dafür von der Polizei die entsprechenden Straßenzüge gesperrt, damit sie für das gemeinsame Gehen gläubiger Menschen frei sind. Dadurch findet eine zweifache Bedeutungsverschiebung statt: Die Straße, die sonst von Autos befahren wird, wird zunehmend auch als „Feind“ des Menschen empfunden; sie bekommt den Charakter einer Todesfalle, ist nicht mehr nur Verbindungsstrecke im Dienst der Menschen.

Nun wird durch das gemeinsame Gehen, wenigstens für eine halbe Stunde, wieder den Menschen der Vorrang vor den Autos gegeben. So wird der eigentliche Sinn der Straße als Verkehrsweg im Dienst der Menschen wieder erkennbar. Die Straße erfährt also eine Bedeutungsveränderung durch die gemeinsame Prozession. Umgekehrt erhält auch die

¹ Vgl. *Jakobi*, Damit unser Leben gelingen kann. Erzählungen und Märchen, aufgeschlossen für Gespräch in Schule, Gemeinde und Jugendarbeit, Mainz 1981, 42 f.

² Ebd. 43.

Prozession selbst eine neue Bedeutung; hatte sie ursprünglich mit dem Wachstum auf den Fluren zu tun, so nun mit dem städtischen Lebensraum und seinen Problemen der Kommunikation.

In der Liturgie wurde seit dem II. Vatikanischen Konzil die Bedeutung des Wortes besonders in den Vordergrund gerückt, das Konzil verlangt reichere Schriftlesung, gibt der Predigt liturgisches Gewicht, fördert den Kommentar zu bestimmten Riten und regt die Wortgottesdienste an. (Vgl. Vat. II. SC 35.) Die Liturgiereform hat diese Anregungen aufgegriffen und die römisch-katholische Liturgie in diesem Sinn erneuert, nicht immer zur Freude aller.

Es gibt auch Kritik an dieser liturgischen Erneuerung, und zwar nicht aus borniertem Konservatismus, sondern auch aus der Sicht des Sozialpsychologen. A. Lorenzer nannte das II. Vatikanische Konzil ein „Konzil der Buchhalter“ und sah durch die Aussagen über die Liturgie die Sinnlichkeit zerstört.³

Die Kritik an den Konzilstexten ist zwar nicht ganz berechtigt, denn es betont das Offenbarungsgeschehen in Wort und Tat (Vat. II. DV 2) und sieht in Jesu ganzem Dasein, in seiner ganzen Erscheinung, in seinen Worten und Werken, in seinen Zeichen und Wundern die Erfüllung der Offenbarung (DV 4); es hebt auch die göttliche Majestät als vorrangiges Ziel der Liturgie hervor; dennoch hat das Wort in unserer römisch-katholischen Liturgie großes Gewicht bekommen. Das Wort und das Zeichen geraten in Konkurrenz miteinander.

Wo liegen die Gründe und in welcher Richtung ist eine Lösung zu finden?

I. Warum wird das Wort so stark betont?

1. *Das Wort im Dienst der Glaubensvermittlung*

Auf katholischer Seite hat K. Rahner die Bedeutung des Wortes in der Vermittlung des Heils gründlich durchdacht. Rahner wendet sich gegen die Verdinglichung der Gnade. Sie sei nicht wie eine chemische Substanz, die in den Menschen einfließt, sondern eher vergleichbar mit dem Kontakt von Personen untereinander. Aufrichtige, erfreuliche Beziehung der Menschen zueinander wird dort gelebt, wo Menschen sich voreinander aufschließen, und zwar aus Sympathie. Dinge können nicht anders als sich erschließen; Personen können sich auch voreinander verschließen.⁴

Personale Selbsterschließung wird für K. Rahner im „Wort“ vollzogen, daher bekommt bei ihm das gesprochene Wort in der Sakramentenliturgie auch einen so wichtigen Platz zugewiesen. Das Wort bewirkt, was es anzeigt, es hat „exhibitiven“ Charakter, — so beschreibt Rahner die Verbindung von Wort und Wirkung.

2. *Das Wort im Dienst der Verständlichkeit*

Die Betonung des verständlichen Wortes hat einen sehr plausiblen Hintergrund; wenn nämlich die Sakramentenspendung nicht in die Verkündigung selbst integriert ist, wird sie zur Magie, d. h. sie fordert keine gläubige Antwort einer menschlichen Person, sondern wirkt über diese Antwort hinweg. Das Sakrament muß also verständlich gemacht werden.⁵

³ Vgl. A. Lorenzer, *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Frankfurt/Main 1981.

⁴ Vgl. K. Rahner, *Wort und Eucharistie*, in: *Schriften zur Theologie* IV, 330; ders.: *Was ist ein Sakrament?* in: *Schriften zur Theologie* X, 380.

⁵ Vgl. K. Rahner, *Die Sakramente als Grundfunktion der Kirche*, in: *HPTh* I, 329.

Die Verständlichkeit eines Sakramentes scheint aber zunächst nur über die Sprache gewährleistet, weil sie eine Grammatik besitzt, an der die Richtigkeit und Falschheit des Ausdrucks gemessen werden kann. Dem „elementum“ (der „Materie“) wird diese Bedeutung nicht zugewiesen, es bleibt sekundär.⁶

Diese Position bezieht K. Rahner in der Auseinandersetzung mit der evangelischen Theologie.⁷ Seine Betonung des „Wortes“ ist daher auch aus dieser Auseinandersetzung erklärbar. E. Jüngel läßt an der Wichtigkeit des verkündigenden Wortes in seiner Theologie keinen Zweifel: Allein durch das Wort und den Glauben wird vermittelt, daß sich im Menschen Jesus Gott vermittelt, daher wird auch allein durch Wort und Glaube das Sakrament wirksam. Von Taufe und Abendmahl kann nicht mehr erwartet werden als das Wort des Glaubens.⁸

3. Die praktischen Auswirkungen dieser Wort-Theologie

Aus dieser theologischen Konzeption ergibt sich eine sehr starke Betonung des gesprochenen, erklärenden und verkündigenden Wortes in der Liturgie, auch in der römisch-katholischen Liturgie.

Andererseits werden auch gegen diese Tendenz einer „Zerredung“ der Liturgie bereits Stimmen laut. Man spricht von Rationalisierung und Intellektualisierung in den Sakramenten.⁹ Eine noch schlimmere Befürchtung hegt H. Schilling, nämlich die Liturgie werde bald im bloßen Geschwätz veröden. Er erinnert an Sailers Einsicht, „daß Religion und Kunst Verwandte sind“.¹⁰ Es wird betont, daß Zeichen nicht eine eigene Erklärung brauchen, sondern von einem „stummen Wissen“ getragen werden.¹¹ Wo Erklärungen notwendig seien, stimme in der gottesdienstlichen Kommunikation etwas nicht.

Zeichen haben also auch einen selbständigen Wert; ihre anzeigende Kraft zu unterschätzen, kann verhängnisvolle Wirkungen haben. Vor allem aber ist es notwendig, Zeichen zu finden, die nicht erklärt werden müssen. Eine Priesterweihe, bei der der Kommentator auch schon zum liturgischen Dienst geworden ist, ist selber ein Zeichen, nämlich dafür, daß eine Kluft zwischen Amtskirche und gläubigem Volk besteht. Die Kluft kann in diesem Fall nur durch den Kommentator überbrückt werden, der sagt, was die mitfeiernden Gläubigen empfinden sollen.

Der umgekehrte, richtige Vorgang wäre es, wenn die Zeichen der Priesterweihe das zum Ausdruck brächten, was die Gesamtheit der versammelten Gläubigen bewegt, den Bischof miteingeschlossen.

Mit der Trennung von Sprache und Zeichen wird die Sprache selbst schon zu einem Sonderbereich, der sie vom Zeichen entfernt, obwohl sie selbst aus Zeichen besteht.

4. Kritik von seiten der Sozialpsychologie

An der „Zerredung“ der Liturgie wird Kritik auch von einer Seite her laut, von der sie zunächst gar nicht zu vermuten wäre, nämlich von seiten der Sozialpsychologie. Ein

⁶ „Gerade eine katholische Sakramententheologie dürfte am wenigsten bestreiten, daß das Grundwesen des Sakramentes das Wort ist und die ‚Materie‘ das ‚elementum‘ dem Wort gegenüber im Grund doch nur eine sekundäre, das Wort verdeutlichende Funktion hat.“ K. Rahner, Was ist ein Sakrament? in: Schriften zur Theologie X, 380.

⁷ Der zitierte Artikel ist auch erschienen in: E. Jüngel/K. Rahner, Was ist ein Sakrament? Freiburg 1971.

⁸ Vgl. E. Jüngel, in: Jüngel/Rahner, Was ist ein Sakrament? 55 und 60.

⁹ Vgl. O. Florestan, Sakramente als Befreiung, in: Prophetische Diakonie. Impulse und Modelle für eine zukunftsorientierte Pastoral, hg. von H. Erharter u. a., Wien 1977, 298.

¹⁰ H. Schilling, Ist die Pastoraltheologie Johann Michael Sailers heute noch aktuell? In: Diakonia 13 (1982) 401.

¹¹ Vgl. J. Baumgartner, Symbol und Liturgie, in: Lebendige Seelsorge 29 (1978) 299.

Proponent dieser Kritik ist A. Lorenzer. Er sieht in der starken Betonung des Wortes eine Zerschlagung des Ritualen und einen späten Sieg der Aufklärung.¹²

Mit zwei Begriffen kennzeichnet Lorenzer den Umbau des Rituals:

„— die Pädagogisierung des Kultes und

— die Verbalisierung des Numinosen.“¹³

Durch die Öffentlichkeit der Riten und ihre Verständlichkeit sieht Lorenzer die Sakramente veralltäglicht. Das Mikrophon veröffentlicht überdies noch jeden Schnaufer und jedes Beigeräusch.¹⁴ Damit werden aber das Numinose und die Sinnlichkeit zerstört.¹⁵ Solche Kritik ist ernstzunehmen. Mancher Widerstand gegen die Liturgieerneuerung, auch wenn er nicht so klar ausgesprochen wird, hat hier seine Wurzel. Die Sehnsucht nach einer Feier bleibt weiterhin bestehen, obwohl doch mit viel Einsatz und Sachverstand die Liturgie so erneuert wurde, daß sie zu einer Feier des Volkes Gottes werden sollte.

Doch liegt gerade in dieser Kritik auch die Gefahr der Naivität. Rituale haben auch eine destruktive Macht über den Menschen und müssen daher kritisierbar bleiben.¹⁶

Was also mühsam erworben wurde, nämlich die Ratio, ein Instrument, mit dem Gläubige sich gegen Manipulation und Destruktion wehren können, wird wieder in Frage gestellt. Es ist verständlich, wenn trotz aller Sehnsucht nach dem unmittelbar ansprechenden Ritual auch die Angst besteht, sich diesem Ritual schutzlos preiszugeben.

II. Was gibt dem nicht-sprachlichen Zeichen selbständige Bedeutung?

Zwei Anliegen, die einander zu widersprechen scheinen, werden an die Liturgie herangetragen:

— Sie soll verständlich sein,

— sie soll aber auch noch Ritus bleiben, also nicht in Indoktrinierung ausarten.

1. Sie soll verständlich sein

Die Forderung des Konzils, „die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen und knapp, durchschaubar und frei von unnötigen Wiederholungen sein, sie seien der Fassungskraft der Gläubigen angepaßt und sollen im allgemeinen nicht vieler Erklärungen bedürfen“, wird von A. Lorenzer zwar im Sinn einer Indoktrinierung aufgefaßt und in diesem Sinn aus dem Pastoral Schreiben der Erzbischöfe und Bischöfe an den Klerus zitiert;¹⁷ was aber das Konzil damit fordert, kann auch positiv gesehen werden.

Die Riten, die Zeichen im Gottesdienst, sollen so sein, daß sie im mitfeiernden Menschen auch wieder die Glaubensantwort ermöglichen, die der Forderung Rahners an das Wort entspricht. Die modernen Forschungen im Bereich der Zeichenlehre, der Semiotik, geben allerdings auch den nichtsprachlichen Zeichen eine größere Chance, wirklich verstanden zu werden.

Sie müssen nicht von jedem restlos entschlüsselt werden, aber ihre Wirkung soll abschätzbar sein. Die Angst vor der destruierenden Macht ritueller Handlungen hat

¹² A. Lorenzer, Erweiterte Fassung meines Vortrags über „Das Konzil der Buchhalter“, in: Pastoraltheologische Information 2 (1983) 145–178, hier: 162.

¹³ Ebd. 164.

¹⁴ Ebd. 172.

¹⁵ Ebd. 174.

¹⁶ Vgl. Auszüge aus der Diskussion, Beitrag Zulehner, in: Pastoraltheologische Information 2 (1983) 222.

¹⁷ A. Lorenzer, Das Konzil der Buchhalter, 186.

schließlich dazu geführt, der Eindeutigkeit so großen Wert beizumessen. Um also den Menschen vor religiöser Willkür zu schützen, wurde das Wort so sehr in den Vordergrund geschoben.

2. Sie soll noch Ritus bleiben

Mit der erneuten Betonung des Ritualen ist sicher auch wieder die Gefahr einer erneuten religiösen Vereinnahmung gegeben, die dem Gottesdienstbesucher keinen Freiraum eigener Gedanken gewährt.

Die Semiotik weist einen Weg, der es möglich macht, beiden Anliegen Rechnung zu tragen:

a) Der Kontrolle der Zeichen, weil es gelungen ist, auch für jegliche Art von Zeichen eine Grammatik anzugeben, d.h. die Zeichen können nicht willkürlich verwendet werden, sie können geprüft werden, ob sie das bewirken, was sie bewirken sollen;

b) sie sind andererseits nicht so zwingend wie das erklärende und pädagogisierende Wort. Sie sind „polysem“, d. h. es bleibt ihnen eine Vieldeutigkeit, die auch der Vieldeutigkeit der menschlichen geistigen Tätigkeit entspricht.

Durch die Unterscheidung von „Denotat“ und „Konnotat“ wird auch das Umfeld der Zeichen mitberücksichtigt, d. h. auch die Randbedingungen werden bedeutsam, lassen aber andererseits auch noch Platz für die Dynamik, also einen Freiraum des Denkens und Fühlens.¹⁸

Die Zeichen können auf diese Weise entschlüsselt werden bzw. es kann mindestens angegeben werden, warum ein Gottesdienst gut oder nicht gut gelungen ist, warum von einem Gottesdienst Menschen beeindruckt sind und von einem anderen gar nicht.

Es kommt dabei nicht auf viele effektvolle Zeichen an, sondern darauf, ob das „Syntagma“ stimmt. Das Syntagma ist analog zu sehen zur richtigen Satzstellung und Grammatik in einem Satz. Das Syntagma regelt den Aufbau eines Zeichenvorganges. Dabei spielen Beziehungen eine Rolle, die oft übersehen werden.

An einem literarischen Beispiel läßt sich zeigen, was damit gemeint ist. F. Grillparzer hatte als Dramatiker offensichtlich ein äußerst waches Gespür für solche Vorgänge. Er unternahm im Jahre 1819 eine Reise nach Italien. Seine Eindrücke davon hat er in einem Tagebuch wiedergegeben. Er wollte die Karwoche — er nennt sie auch Osterwoche — in Rom erleben. Die Reise wurde beschleunigt auf Kosten der Bequemlichkeit, des Vergnügens und der Gesundheit, da er es sich „nicht anders vorstellen“ konnte, als daß die Zeremonien „in der Metropole der katholischen Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten . . .“¹⁹ Er sah sich aber darin getäuscht und fand, daß die Zeremonien „durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutenheit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen, sich beinahe komödienhaft ausnehmen“.²⁰

Zwei Beobachtungen Grillparzers sind im Zusammenhang einer Hinführung zur Bedeutung der Zeichen besonders wichtig:

Grillparzer beschreibt die Ankunft des Papstes beim Hochaltar:

¹⁸ Vgl. dazu: R. Fleischer, Zeichen, Symbol und Transzendenz, in: Zeichen, Semiotik in Theologie und Gottesdienst, hg. von R. Volp, München—Mainz 1982, 169—192.

¹⁹ F. Grillparzer, Tagebuch auf der Reise nach Italien, Grillparzers Werke (Bergland-Buch-Klassiker, Grillparzer, Band I), Salzburg—Stuttgart 1958, 353.

²⁰ Ebd.

„Hinter dem Hochaltar wird der Tragthron niedergesetzt, worauf sich der Papst zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Consalvi und Ruffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indes der ihn umgebende Haufen von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Dies macht sich schön, wenngleich der Verstand sich zuzugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als servus servorum ein Beispiel der Demut zu geben, sich selbst als einen Götzen hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel.“²¹

Der Dramatiker hat die Beziehungen zum Raum richtig erfaßt und gedeutet, die Aussage, die durch die gleiche Höhe von Thron und Tabernakel gemacht wird, war für ihn beredter als viele Vorträge über die Selbsteinschätzung des Papsttums.

Auch das Innere der Peterskirche wird von Grillparzer in einer Weise beschrieben, die zu denken gibt:

„Mit all diesen Zeremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unserer Fürsten zu vergleichen. Ungeheuer, hell geschmückt, in Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Betstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von niemand gesehen zu werden als von Gott. Wie in Rom Abbates die Stelle von Kammerherren und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.“²²

Für den Dramatiker hat auch der Raum und seine Ausgestaltung eine Aussage. Der Petersdom ist keine Kirche für Andächtige, sondern für Neugierige. Was für den Petersdom auch heute noch gilt — es hat sich an dieser Einrichtung nicht viel geändert —, gilt auch für viele andere kirchliche Räume. Nicht als Kritik sei das hier gesagt, sondern zur Unterstreichung der Tatsache, daß Zeichen, auch wenn sie nicht vom gesprochenen Wort begleitet sind, ihre eigene Aussage haben.

Zeichen und der Zusammenhang, in dem sie gesetzt werden, unterliegen also einer eigenen Gesetzmäßigkeit, die nicht ungestraft einfach vernachlässigt wird.

Ein Gottesdienst in lateinischer Sprache ist daher nicht einfach sinnlos, sonst würden sich nicht Menschen, die gar nicht Latein verstehen, danach zurücksehnen. Er drückt durch seinen Aufbau und sogar durch die Fremdheit der Sprache etwas aus. Der Glaube ist in diesem Zusammenhang als etwas vermittelt, was eine geheimnisvolle Welt eröffnet, die nicht ohne weiteres verständlich ist und doch als schön empfunden wird.

Ein Gottesdienst in deutscher Sprache, in dem das Volk in keiner Weise mitsingt und mitbetet, sagt über diese Gottesdienstgemeinde in diesem Sinne aus, daß sie gar nicht bereit ist, den Gottesdienst äußerlich mitzuvollziehen; Gottesdienst ist also in dieser Gemeinde nur Sache des Zelebranten; die Gemeinde erbaut sich bestenfalls innerlich an seiner Feier.

Diese Kraft der Zeichen zu unterschätzen, heißt sich ihnen auszuliefern; sie zu vernachlässigen und nur durch das gesprochene Wort zu ersetzen, heißt auf einen Bereich der menschlichen Kommunikation zu verzichten, der weit über den Bereich sprachlicher Kommunikation hinausgeht und Möglichkeiten eröffnet, die die Sprache allein nicht hat.

III. Pastorale und liturgische Konsequenzen

1. Die Pastoral

erhält insgesamt von solchen Beobachtungen her bereits eine umfassendere Bedeutung. Was heute selbstverständlich ist, nämlich daß Pastoral sich mit gläubiger Lebensbewältigung befaßt, erhält dadurch auch ein theoretisches Fundament. Soziologie, Psycholo-

²¹ Grillparzer, 353 und 354.

²² Ebd. 354.

gie, Pädagogik sind schon zu selbstverständlichen Verbündeten der Pastoral geworden. Die Beobachtung der Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft, des seelischen Lebens und der Menschenführung ist nicht mehr wegzudenken aus der Pastoral. Die systematische Erfassung von Zeichen, auch im alltäglichen Bereich, läßt sie auch zu einem aufmerksamen Beobachter der gegebenen Situation werden,²³ die durch die genannten Gesetzmäßigkeiten nicht so deutlich beachtet werden kann.

Damit wird die Vielfalt des Lebens erfaßbar, die Randerscheinungen gewinnen an Bedeutung. Der einzelne Mensch und seine Situation müssen nicht einem allgemeinen soziologischen Gesetz unterworfen werden, sondern der Mensch wird in seiner Situation wichtig. Dasselbe gilt auch für Gruppen, für Zeitepochen und auch für Räume, wie schon angedeutet wurde.

Ein Kirchenneubau hat sich aus dieser Sicht nicht nur nach den allgemeinen Kriterien des Kirchenbaues zu richten, sondern auch nach der Situation, in der sich eine Gemeinde befindet. In einer bereits durch den Wohnbau trostlosen Gegend kann eine kühle Betonkirche nicht als positive Herausforderung gesehen werden, sie kann das aber sehr wohl in einer von Behaglichkeit geprägten Umgebung sein.

Was für den Kirchenbau als anschauliches Beispiel gilt, gilt für jede andere pastorale Situation: Allgemein gültige Antworten können falsch werden, wenn sie die Besonderheiten einer Situation ausklammern. Sie sind aber selbstverständlich kritische Leitideen, an denen jede Situation gemessen werden muß, denn Situationen dürfen nicht selber zur unumstößlichen Norm werden, sondern müssen auch veränderbar sein.²⁴

2. Liturgische Konsequenzen

Die Liturgie findet aufgrund semiotischer Einsichten auch wieder guten Gewissens zu sich selbst als Feier.

Immer, wenn die Liturgie Elemente des Feierns aufgreift, setzt sie sich dem Verdacht der Verkitschung und Volksverdummung aus. Aus einer neuen Sicht der Zeichen und ihrer Wirkungen bekommen auch die scheinbaren Randerscheinungen in der Liturgie wie Kerzen, feierliches Gehen, Gesang, Blumen, Gesten, geordnete Aufstellung, Schweigen, Weihrauch und räumliche Anordnung mehr Bedeutung, als nur schmückendes Beiwerk zu sein, auf das man auch verzichten könnte.

Allerdings müssen diese Zeichen gekonnt eingesetzt werden. An einem Beispiel läßt sich dieses Anliegen verdeutlichen. Es scheint für den Ablauf eines Gottesdienstes unerheblich zu sein, ob die Meßtexte aus einer Ringmappe, aus einer Anzahl von handgeschriebenen Zetteln oder aus einem schön gebundenen Buch vorgetragen werden. In der Wirkung ist es aber auf keinen Fall unerheblich. Das Vorlesen von Zetteln erweckt den Eindruck von solider Vorbereitung durch den Zelebranten, also ein auf jeden Fall begrüßenswerter Umstand, es sagt aber auch mit aus: „Ich habe es mir für euch überlegt, ihr müßt euch nun mit meinen Gedanken auseinandersetzen.“

²³ Vgl. R. Volp, Situation als Weltsegment und Sinnmarge, in: Zeichen, 146–168.

²⁴ Vgl. dazu: R. Volp, Situation, in: Zeichen, 158: „Es gehört zu den schwerwiegenden Fehlern praktisch-theologischer Diskussion, daß man kirchlich anerkannte Konventionen entweder einfach reproduzieren will oder gar mit Hilfe von reproduzierten Handlungszielen auf den Weg zu bringen versucht. Beides muß scheitern, weil die Ausgangslagen von Fragestellung, Ursprungssituation, angestrebter Lage und der jeweils möglichen Notation nicht hinreichend unterschieden werden.“

Semiotische Einsichten ermöglichen es jedoch, sowohl das semantische Profil der unterschiedlichen Situationen wie die neuerliche Auswertung von Sinnmargen aufmerksamer einzubringen. Wenn von Erfahrungen der Transzendenz in unseren Tagen geredet werden soll, ist höchste Zeit, sich auf solche Instrumentarien zu besinnen.“

Der Gottesdienstteilnehmer hat wenig Möglichkeiten, sich auf diese Art von Gottesdienst vorzubereiten, er muß sich auf Überraschungen gefaßt machen.

Das solide, schön gestaltete Buch erweckt den Eindruck von fester Tradition, die mir immer zugänglich ist — ich kann dieses Buch selber vorher lesen und mich daher vorbereiten — aber es sagt auch: „Daran ist nichts zu verändern; das ist zum Buch gewordene Erfahrung.“

Beide Inhalte werden vermittelt werden müssen, wichtig ist nur, daß nicht ungewollt etwas anderes vermittelt wird.

Bei vielen liturgischen Feiern, die gut vorbereitet sind, ist das schale Gefühl, daß sie im Grunde doch nicht so effektiv waren wie geplant, nicht unbegründet.

Die Sakramente, in denen die Salbung ein wesentliches Element ist, bleiben unverständlich, solange die Salbung nicht als Salbung erkennbar wird. Es wäre sicherlich interessant zu erfahren, wieviele Firmlinge in der Firmung eine Salbung mit wohlriechendem Ölerkennen können, wenn weder von der Salbung noch vom Wohlgeruch etwas zu spüren ist. Der Backenstreich hat jedenfalls mehr Eindruck gemacht; ebenso ist es mit der bischöflichen Mitra.

Die Krankensalbung ist trotz aller theologischen Erklärungen für die Betroffenen ein „Sterbesakrament“ geblieben, das aufgrund dieser Sicht bisweilen auch noch zusätzlichen Schrecken einjagt. Das Zeichen der Salbung, an und für sich ein Zeichen der Heilung und der Stärkung, wird nicht als solches empfunden. Es ist als Salbung nicht erkennbar; das würde eine deutlichere Hervorhebung der Salbung verlangen. Aber auch die bisher betonte Verbindung zwischen Krankensalbung und Tod ist pastoral noch aufzuarbeiten. In manchen Pfarren wird z. B. am Krankensonntag eine gemeinsame Krankensalbung in der Kirche oder im Pfarrheim gefeiert. Das ist zumindest ein Versuch, das Umfeld dieses Zeichens so zu verändern, daß es das Gemeinte anzeigt.

Daß die Taufe als Sakrament der Reinigung von Erbsünde leichter erfaßbar ist und weniger leicht als Sakrament neuen Lebens, wird wohl an der spärlichen Verwendung von Wasser liegen und auch an der Art der Verwendung, die doch eher an eine Kopfwäsche erinnert als an das Hervorgehen aus dem Grab zum neuen Leben.

Daß das Bußsakrament noch immer nicht zur frohen Feier der Vergebung geworden ist, liegt sicher nicht zuletzt auch daran, daß die Elemente des Feierns bei diesem Sakrament besonders wenig hervorgehoben werden.

Die beim Gottesdienst vorgesehene Körperhaltung wird von vielen Gottesdienstteilnehmern noch immer nur als Erfüllung einer Vorschrift empfunden und nicht als Ausdruck einer inneren Haltung, weshalb sie ungewollt sogar zu einem negativen Zeichen werden kann. Eine bei der Messe immerzu nur sitzende Gemeinde wird sich schwer tun, einem Fremden das Gefühl zu vermitteln, es handle sich dabei um eine Feier von Menschen, die durch Tod und Auferstehung Jesu so betroffen sind, daß ihre Feier von dieser Erinnerung wirklich geprägt wird.

3. Zeichen im Zusammenhang der alltäglichen Lebensvollzüge

Zeichen werden sicher nicht nur archetypisch wirksam, d. h. sie brauchen auch eine Einführung; doch diese Einführung darf nicht erst durch einen Kommentator beim Gottesdienst geschehen, sondern muß sich aus dem übrigen Lebenszusammenhang ergeben.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Feier der Eucharistie ohne die Voraussetzung von Ernährung schwer begreiflich zu machen ist. Ebenso wird der Sinn einer Prozession im-

mer weniger verstehbar in einer Gesellschaft, in der es Menschen nicht mehr erleben, gemeinsam auf ein Ziel buchstäblich zugehen zu müssen und am gemeinsamen Gehen Freude zu haben. Die verbale Erklärung, daß die Prozession „gemeinsam Unterwegssein“ bedeuten könnte, wird kaum zu einer inneren Anteilnahme daran verhelfen. Der Glaube braucht Zeichen, um das Leben als Ganzes zum Ausdruck bringen zu können. Wo die Randerscheinungen das „Wort“ ständig Lügen strafen, wirken die Zeichen der Kirche negativ.

Deutlich genug ist das an der Diskussion zu sehen, ob wiederverheiratete Geschiedene wieder zur Kommunion gehen dürften; diese teilweise sehr heftig geführte Diskussion wäre nicht denkbar, hätte der Kommuniongang nicht doch mehr Bedeutung als alle Beteuerungen, daß die Kirche größtes Verständnis für die schwierige Situation der Betroffenen habe.

Die Vieldeutigkeit der Zeichen entspricht der Vieldeutigkeit des Lebens, aber auch seiner Vielfalt. Sich auf die vielen Begleitumstände menschlichen Handelns und deren Signalwirkung zu besinnen, macht zwar den Glauben und die Glaubensvermittlung nicht einfacher, ermöglicht aber situationsgerechtes Verhalten, das dennoch nicht bloßer Willkür entspringt, sondern dem Willen, den Tatsachen zu entsprechen.

Wo solche Transzendenzvermittlung gelingt, wird sie kaum als lebensfremde Ideologie mißverstanden.